

## Drei Begegnungen mit Günter Eich

Die folgenden Texte von Max Frisch, Wolfgang Hildesheimer und Erich Fried – Zeugnisse des Dankes und der Sympathie – wurden für eine Radiosendung geschrieben, die das »Studio Zürich« zum 60. Geburtstag des Dichters (1. 2. 1967) veranstaltete. Die aufgeführten Gedichtzeilen finden sich in den beiden zuletzt erschienenen Gedichtbänden »Zu den Akten« (1964) und »Anlässe und Steingärten« (1966). Seit kurzem hat sich Günter Eich einer bei uns seltenen Gattung der Dichtung zugewandt, die in unserem Jahrhundert etwa in Kafkas parabolischer Gleichniskunst einen Höhepunkt erreichte: dem »Gedicht in Prosa«. Die im Anschluß veröffentlichten »Fünf Maulwürfe« sind Beispiele dafür.

### Skizze

Wer ist der Mensch, dessen Gedicht sagt:

*Entscheidungen aussprechen  
ist Sache der Nilpferde.  
Ich ziehe vor,  
Salatblätter auf ein  
Sandwich zu legen und  
unrecht zu behalten.*

Wie macht er das?

Wir haben beide, ich gebe es zu, schon getrunken: im Durcheinander freundschaftlichen Palavers, dessen Pausen er rettet vor dem geläufigen Ernst, hätte ich es, so wie er spricht in Gesellschaft, nicht als Zitat erkannt:

*Die Kastanien blühen.  
Ich nehme es zur Kenntnis,  
äußere mich aber nicht dazu.*

Oder Debatten-Ernst parodierend:

*Akazien sind ohne Zeitbezug  
Akazien sind soziologisch unerheblich.  
Akazien sind keine Akazien.*

Das sagt er natürlich nicht, aber Ähnliches: Kurzes, so unaufdringlich und immer wie am Rand gesprochen, angeboten als Spaß, nicht um die Breitleinwand-Erzähler zu unterbrechen, nur als höfliches Signal, daß er dabei und vergnügt ist; von Kollegen auf Literatur-Betriebliches befragt, könnte er, in Abwehr durch Zuversicht, ohne weiteres gesagt haben:

*In Saloniki  
weiß ich einen, der mich liest,  
und in Bad Nauheim.  
Das sind schon zwei.*

Und da man so in der Natur sitzt und trinkt:

*Wir haben unsern Verdacht  
gegen Forelle, Winter  
und Fallgeschwindigkeit.*

Und noch immer hätte ich's nicht gemerkt, daß er, alles andere als vorlaut, Gedichte einschmuggelt; er tut's ja nicht, aber was er als Blödelei vorgibt, ist nicht weit davon. Andere spielen jetzt Pingpong.

Einmal, vor Jahren in Rom, hatte ich ihm eine Mitteilung zu machen, Privates betreffend; da entzog er sich gar nicht, sondern schwieg einen lauten Corso lang.

Jetzt nach herzlicher Begrüßung (es ist wahr, ich habe ihm auch nie geschrieben, aber noch leben wir, also trifft man sich eines Tages wieder) – jetzt entzieht er sich gesellig: Max, hast Du schon Wachteln gegessen? Ich sage: Günter, wie geht's Dir? Und das mit breitem Ernst zu fragen, ist, verglichen mit der Wachtel-Frage, tatsächlich blöd. Also sprich von Wachteln! Die verspeist er grad. Was er sucht, wie man Salz sucht auf dem Tisch, um die Speise ganz zu genießen, ist ein alter Vers, in dem eben die Wachtel, die wir zum ersten Mal verspeisen, lange schon vorkommt: Kennt Ihr ihn nicht? Und da der Vers ihm selbst nicht ganz einfällt, ist es ja auch egal, solange noch Wein auf dem Tisch ist, egal wie so manches. Comment allez-vous, Madame? fragt er: plötzlich der Sprache, die sein Sohn zur Zeit lernt, zärtlich ergeben, wenn auch nur mit wenigen Sätzen. Und wenn die Tischrunde sich aufgelöst hat, wenn man da im nächtlichen Sommergarten steht oder sich setzt: Laß mich, sagt er, auf den andern Stuhl, auf dieser Seite höre ich besser! Also wechseln wir, und jetzt unter vier Augen: was eigentlich? Er sagt, er fragt nicht, sondern sagt: Max, wie geht's Dir. Es muß eine Vogelart geben, die so den Kopf hält; das kommt bei ihm, wir wissen es, von der Schwierigkeit auf einem Ohr. Wie ein Vogel, der den Kopf abdreh: um seitwärts wahrzunehmen. Ich sage: Spielen wir ein Pingpong? Er steckt an; man glaubt nicht mehr, daß etwas sich erzählen läßt, was nicht mit zwei Zeilen, und nur so, zu sagen ist. So hört er zu:

*mit List  
die Fragen aufspüren  
hinter dem breiten Rücken der Antwort.*

Manchmal hißt er Ernst, die Miene des Ernstes, die sich der andere erwartet; kommt es dahin, daß ihm derselbe Ernst unterstellt wird, ist's aus: weg in Witz. So fängt man diesen Vogel nicht. Da wird er launig, gescheit-vergnügend für die andern, die seine Schwermut nichts angeht. Sprich von Wachteln oder von sonst was immer, und wenn schon von dir oder mir, schone unsern Ernst; ein einziges Gedicht, vierzeilig, verschlingt soviel davon. Das sagt er schon nicht mehr; da schont er schon seinen Ernst.

Einmal, vor Jahren auch, spielten wir Schach, eine endlose Partie; da war er ernst, weil er dazu schweigen konnte.

*Unseren Freunden mißlingt die Welt:* Es wäre möglich, daß er das im Lauf des Abends gesagt hat: unauffällig unter anderem. Es ist aber die letzte Zeile im letzten Gedicht des bisher letzten Bandes, den Günther Eich veröffentlicht hat:

*Unseren Freunden mißlingt die Welt.*

*Max Frisch*

### Briefstelle

*Keins von den Büchern werde ich lesen.*

*Ich erinnere mich  
an die strohumflochtenen Stämme,  
an die ungebrannten Ziegel in den Regalen.  
Der Schmerz bleibt und die Bilder gehen.*

*Mein Alter will ich in der grünen Dämmerung  
des Weins verbringen,  
ohne Gespräch. Die Zinnteller knistern.*

*Beug dich über den Tisch! Im Schatten  
vergilbt die Karte von Portugal.*

Dieses Gedicht ist mein Gedicht. Nach der ersten Lektüre konnte ich es auswendig, und nun brauche ich es noch nicht einmal herzusagen, ich brauche nur daran zu denken: schon lösen seine verhaltenen Bilder eine Art Schauer aus, und ein beglückender Akt der Identifikation vollzieht sich; Identifikation mit einem Dichter, der mein Programm dichterisch erläutert und begründet, und zwar nicht mit rhetorischen Figuren, sondern mit Greifbarem, mit Gegenständen – strohumflochtenen Stämmen, ungebrannten Ziegeln –, die ich mit geringer Veränderung auch als die meinen ansehen darf. Auch meine Zinnteller knistern, wenn niemand dabei ist.

Schon der lakonische, mutwillige Anfangssatz: *Keins von den Büchern werde ich lesen* – nicht etwa eine Herausforderung, sondern vielmehr Antwort auf die Herausforderung, alle die Bücher zu lesen – drückt eines meiner Vorhaben aus. Vielleicht *cum grano salis*: zwei oder drei werde ich vielleicht doch lesen, und Günter Eich vielleicht auch. Auch ich will mein Alter in der grünen Dämmerung des Weins verbringen – Eichs Wein ist weiß, mein Wein ist rot – ohne Gespräch? – Nun, vielleicht ein paar Worte, dann und wann, wenn ein willkommener Gast vorbeikommt, zum Beispiel Günter Eich. Auch ich hatte eine Karte dessen, was für Günter Eich Portugal ist – oder war? – und auch meine vergilbt.

Bleibt die für mich wesentliche Aussage: Der Schmerz bleibt und die Bilder gehen. Als ich das Gedicht, vor einigen Jahren, zum erstenmal las, meinte ich eher, daß der Schmerz gehe und die Bilder bleiben. Heute finde ich, daß beides bleibt. Vielleicht werden die Bilder bald gehen. Was könnte mehr für meine Beziehung zu einem Gedicht sprechen, als daß ich mich nach ihm wandle?

Wolfgang Hildesheimer

### Engagiertes Spiel

Das erste, was ich von Günter Eich kennen lernte, waren Hörspiele. Aber leider zuerst nicht im Funk, nur gedruckt. Schon damals beeindruckte mich besonders die Mischung von dem, was man später Theater des Absurden nannte, und von unmittelbarer Menschlichkeit, die das Eigentliche war, außer der großen Erfindungsgabe, die mich gleich packte. Ich weiß noch, ein Teil eines aus mehreren Teilen bestehenden Hörspiels »*Träume*« handelte davon, wie eine Mutter ihr Kind an reiche Herrschaften verkauft, mit dem Kind hinkommt, das noch Angst hat und das sie zu beruhigen versucht. Den Käufern preist sie auch besonders die Intelligenz und die guten Manieren des Kindes an, aber es handelt sich in Wirklichkeit bei ihnen nur um Menschenfresser. Der reiche Mann glaubt, daß das Blut des Kindes für seine Gesundheit gut ist, und er trinkt es auch. Diese Szene, die vielleicht auch ein wenig an Swifts Aufforderung, das Fleisch der Kinder der Armen zu essen, erinnert, spielt in einem sagenhaften China, nicht im heutigen China, auch nicht im gestrigen; und nicht nur dieser Schauplatz erinnert mich an Bertolt Brecht, nein, auch das Lehrhafte im Absurden war es. Eigentlich sind alle Hörspiele von Günter Eich auch Lehrstücke, nicht im parteipolitischen Sinn natürlich, aber vom Menschlichen her kommt er zu gar nicht so ganz anderen Resultaten als Brecht.

Meine erste wirkliche Begegnung fand einige Jahre später statt, auch

noch keine persönliche Begegnung, die kam erst viel später. Ich meine die Begegnung mit den Hörspielen nicht im Druck, sondern akustisch, lebendig. Ich war in Hamburg zu Besuch, der dortige Chef der Hörspielabteilung bestand darauf, daß ich mir, gewissermaßen als Gegengewicht gegen mein Leben im Ausland, nun einige Tonbänder mit Hörspielen hintereinander anhören solle. Das war ziemlich erschreckend. Aber dann hörte ich ein Hörspiel von Günther Eich: »Festianus Märtyrer«, und dann hörte ich gleich noch drei Hörspiele von Günther Eich hintereinander an, aus freien Stücken, froh über diese Gelegenheit.

Auch in »Festianus Märtyrer« war es wieder diese merkwürdige Mischung von Absurdem und ungeheuer Aktuellem. Absurdes und Aktuelles gehen ja leider gut zusammen, und Günther Eichs Hölle war von Gestalten bevölkert, die aus der Erfahrungswelt des Dritten Reiches, aus dem Leben der Konzentrationslager-Beamten stammen. Und immer wieder wurde dabei auch das Einzelschicksal des gemarterten Menschen wirksam.

In seinem Christentum und in seinem Studium alter chinesischer Weisheit hat Günther Eich jedesmal die wirkliche Religiosität, die wirkliche Philosophie, ohne jede erstarrende Struktur, für sein Werk gewonnen. Es ist deshalb immer ein zeitnahes Werk. Und auch wenn er selbst nicht in aktuelle politische Kämpfe einzugreifen pflegt, ist es ganz klar, wofür und wogegen er steht. Es ist kein Zufall, daß heute in Deutschland junge Studenten, die gegen den Krieg in Vietnam protestieren, in Günther Eichs Versen, die sie zitieren, die Aussprüche eines Verbündeten sehen. Und deshalb war ich auch gar nicht erstaunt, sondern nur erfreut, daß ich von dem angeblich so unpolitischen und abseits stehenden Lyriker Günther Eich vor kurzem ein so engagiertes, ebenso bitter nötiges wie bitteres Gedicht fand, wie die Verse *Seminar für Hinterbliebene*:

*Während die Toten  
hurtig erkalten,  
ein langsamer Walzer  
für die SPD.  
Genug von Rosenbouquets  
für den richtigen Anlaß,  
sprecht endlich von  
zerknüllten Drucksachen  
und der Gulaschsuppe,  
die albern schwappt  
über gestreifte Hosen.  
Wir brauchen eine  
heimatverbundene Zither*

*für fünf Plätze  
in einem wirklichkeitsnahen  
Regierungsbunker.*

*Erich Fried*

GÜNTER EICH

## Fünf Maulwürfe

*Viareggio*

In Viareggio war ich verhältnismäßig oft, sieben oder acht Mal, öfter als in München und weniger oft als in Antwerpen. In Antwerpen bin ich aufgewachsen, es ist durch etwas berühmt, was ich vergessen habe, möglicherweise Froschschenkel. Wenn es Froschschenkel sind, so werden sie exportiert, und die Antwerpener kauen verdrossen auf schenkellosten Fröschen. Aber wie gesagt, ich kann mich irren, vielleicht handelte es sich um Damhirsche oder Brieftauben, irgendwas mit Natur war es jedenfalls, soweit trägt mich die Jugenderinnerung nicht.

In München war ich nur einmal, auf der Durchreise, zwanzig Minuten. Eine Limonade mit Geschmack verbinde ich damit. Ich weiß nicht, ob ich als Kind dort war oder als Großvater, jedenfalls ist es lange her.

Nun aber Viareggio selbst. Es liegt in Galizien, gleich hinter der portugiesischen Grenze, und ist berühmt durch seine Fußballmannschaft, die Schwarz-Roten, die zum Beispiel Lokomotive-Karlmarxstadt schon mehrfach geschlagen haben, das letzte Mal sogar eins null.

Ich bekam eine Karte aus Viareggio, mit der Fußballmannschaft, schwarzrot, habe aber den Verdacht, daß nur der Stempel echt ist. Deswegen komme ich auf die ganze Sache, die Zusammenhänge, die Hintergründe, den Verdacht, ich bin nicht einmal sicher, ob es sich um eine Fußballmannschaft handelt oder um Wühlmäuse. Alles ist möglich, wenn der Fernsehapparat gut eingestellt ist, man kennt die besseren Sachen in Viareggio und anderswo, besonders in den Lampen nachts, wo niemand hinsieht, von den Friedhöfen schweigen wir. Und die Schenkelfolklore, über die wiederum nur das Pfeifen einer entfernten Lokomotive hinweghilft, aus Karlmarxstadt oder Antwerpen – laßt uns mißmutig sein und die eine nicht besser finden als die andere.

Aber Viareggio, da war ich oft, sieben oder acht Mal, vielleicht eher sieben, aber ich war.